Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3, L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg., Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 572. **Dienstag** den 10. November 1903. **97. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 10. November.

Die am Kaiser vollzogene Operation

veranlaßt einige Blätter, Betrachtungen über die hohe Bedeutung Kaiser Wilhelms II. nicht nur für die deutsche Nation, sondern auch für die gesamte zivilisierte Welt und über die unabsehbaren Folgen gefahrdrohender Nachwirkungen des operativen Eingriffes anzustellen. Wir halten solche Betrachtungen für durchaus unangebracht, schon aus Rücksicht auf den hohen Patienten selbst. Verkannt darf ja nicht werden, daß die Erinnerung an die Diagnosen des Jahres 1887 gar leicht in ängstlichen Gemütern die Besorgnis wecken kann, auch jetzt werde die volle Wahrheit entweder nicht erkannt oder gesagt. Aber zwischen damals und jetzt besteht ein höchst wesentlicher Unterschied insofern, als der Mann, der damals die Wahrheit erkannte und sagte, derselbe ist, der jetzt die Operation ausgeführt hat, und daß Geheimrat Orth, der jetzt die mikroskopische Untersuchung vornahm, in ungleich günstigerer Lage ist, als damals der auf die von Mackenzie ihm vorgelegten Gewebsteile angewiesene Virchow. Uns wird darüber heute aus Berlin geschrieben: „Dem Kaiser soll schon hin und wieder die Stimme etwas versagt haben; auch soll sich manchmal eine leichte Heiserkeit bemerkbar gemacht haben. Wenn der Kaiser nun zur Konsultation den Geh. Rat Moriz Schmidt aus Frankfurt am Main heranzog und diesen auch mit der durchaus einfachen Operation beauftragte, so ist dies darauf zurückzuführen, daß Moriz Schmidt nicht nur eine anerkannte Autorität unter den deutschen Laryngologen ist, sondern auch seit 1887 das besondere Vertrauen des Kaisers genießt. Damals, als die Welt durch Mackenzie getäuscht wurde, begab sich Prinz Wilhelm — es war am 5. November — zu seinem kaiserlichen Großvater und bat um nähere Aufklärung über die Erkrankung des Kronprinzen Friedrich. Kaiser Wilhelm konnte natürlich auf Grund des vorliegenden Materials eine genaue Auskunft auch nicht geben und war deshalb durchaus damit einverstanden, daß Prinz Wilhelm den damals schon berühmten Laryngologen Dr. Schmidt aus Frankfurt a. M. ersuchte, ihn nach San Remo zu begleiten. Dort erkannte Dr. Schmidt sofort die Natur der Krankheit des Kronprinzen und säumte nicht, den Prinzen Wilhelm vollständig aufzuklären. Seit jener Zeit besitzt eben Geheimrat Professor Dr. Schmidt das höchste Vertrauen des Kaisers. Schon vor etlichen Tagen stellte er das Vorhandensein des durchaus gutartigen Polyps fest; schon am Mittwoch soll er, wie es heißt, im Neuen Palais eingetroffen sein und dann nach der Ankunft des Kaisers aus Darmstadt mehrfach Gelegenheit gehabt haben, erneute Untersuchungen anzustellen. Der Polyp soll nur die Größe eines Stecknadelkopfes gehabt haben. Da aber bei solchen Wucherungen nicht selten ein rasches Wachstum beobachtet wird, so war es nur natürlich, daß Schmidt die sofortige Operation empfahl, die denn auch nach der üblichen Cocain-Einpinselung am Sonnabend vorgenommen wurde. Solche Operationen werden in klinischen Anstalten sehr häufig ausgeführt und die Operierten fahren dann oder gehen zumeist wohlgemut nach Hause, nur mit der Weisung, sich etliche Tage vollkommen des Sprechens zu enthalten. Die Operation beim Kaiser vollzog sich ganz glatt und schnell und währte, wie schon bemerkt, kaum eine Minute. Gleich darauf wurde der entfernte Polyp zur mikroskopischen Untersuchung dem Geheimrat Professor Orth übergeben, dessen Gutachten so klar und bündig ist, daß jeder Zweifel an der Natur der Wucherung ausgeschlossen erscheint. Wenn nun darauf hingewiesen wird, daß die s. Z. von Virchow vorgenommene mikroskopische Untersuchung sich nachträglich als irrig herausstellte, so ist dem entgegenzuhalten, daß der berühmte Pathologe stets betont hat, er habe nur die ihm vorgelegten Partikelchen untersuchen können und diese hätten einen gutartigen Charakter gehabt. Unwidersprochen wurde damals erzählt, daß Virchow Partikelchen des gesunden Stimmbandes untersucht hätte. Ueber die Gründe dieser „Verwechselung" waren damals mehrere Versionen im Umlaufe, die glaubhafteste war wohl die, daß Mackenzie, der auch eine wenig geschickte Hand gehabt, an falscher Stelle die Abknipfungen gemacht hätte. Jedenfalls sprechen also für die Gründlichkeit der jetzt vollzogenen Operation wie für die Zuverlässigkeit des Begutachters ebensoviel Gründe, wie damals gegen die veröffentlichten Diagnosen." — Zum Ueberfluß hat auch Professor Orth zu seinem bereits mitgeteilten Berichte noch folgende Ergänzung gegeben:

„Ich bevollmächtige Sie hiermit, so scharf wie möglich zu erklären, daß auch nicht der leiseste Verdacht für eine irgendwie bedenkliche Bildung vorliegt. Es handelt sich um eine Erscheinung, über die jedes laryngologische Buch als über etwas ganz Gewöhnliches Aufschluß gibt. Bei Personen, die, wie der Kaiser, durch ihre berufliche Tätigkeit gezwungen sind, oft zu sprechen, finden sich häufig auf den Stimmbändern derartige Bildungen, die wir „Polypen" nennen. Sie sind natürlich hinderlich, und deshalb hat man die Wucherung wohl auch beim Kaiser entfernt. Im übrigen bin ich mit der klinischen Seite des Falles nicht vertraut, dagegen glaube ich sagen zu können, daß der Kaiser bereits in acht Tagen wieder im Vollbesitze seiner stimmlichen Mittel sein wird."

Geheimrat Orth gedenkt, vorausgesetzt, daß der hohe Patient die nachgesuchte Genehmigung gewähren sollte, am nächsten Mittwoch in der Medizinischen Gesellschaft über den Fall zu sprechen. — Ueber die Vorgeschichte und den Verlauf des Leidens werden noch folgende Einzelheiten mitgeteilt: Wenn der Eingriff nicht vor der Zusammenkunft in Wiesbaden stattfand, so ist dies wohl damit zu erklären, daß der Kaiser selbst den Aufschub anordnete, weil „er jetzt keine Zeit habe". Es wäre nicht verwunderlich zu hören, daß sich trotz der ersten günstigen Diagnose eine gewisse Nervosität vor der eigentlichen Entscheidung bei dem Patienten eingestellt hätte; aber Persönlichkeiten, die ihrer Stellung nach unzweifelhafte Beobachtungen in dieser Richtung anstellen konnten, bekunden, der Kaiser sei von einer geradezu bewunderungswürdigen Ruhe gewesen. Am Tage vorher, während der Operation und nachher sei der Monarch wie ohne Nerven gewesen. Diese Gelegenheit gab ihm auch Veranlassung, sich als einen Feind jeden Vertuschens zu bekennen, das doch zu nichts führe. So gab er strengen Befehl, daß er rückhaltlos über den Charakter seines Leidens aufzuklären sei, und ferner, daß auch die Oeffentlichkeit sofort und dem Befund entsprechend verständigt werden soll. Das Volk hat nach des Herrschers Ansicht ein Recht, wahrheitsgemäß über Erkrankungen seines Kaisers unterrichtet zu werden. — Der heute ausgegebene Krankheitsbericht über den Kaiser lautet:

Neues Palais, 10. November.

Die langsame Besserung im Aussehen der linken Stimmlippe hält an. Der Kaiser nimmt heute wieder seinen gewohnten Spaziergang im Freien auf.

Klerikale Empfindsamkeit.

Der pfälzische protestantische Pfarrverein hat Verwahrung gegen die Art eingelegt, wie das bayerische Kultusministerium eine Eingabe des Pfarrvereins behandelt hat; diese Behandlung deckte sich mit der schroffen Antwort, die der bayerische Kultusminister Dr. v. Wehner auf die Wünsche der protestantischen Geistlichen im Landtage erteilt hat. Die Mißstimmung hierüber kommt nicht nur in dem eingangs erwähnten Beschlusse des pfälzischen protestantischen Pfarrvereins, sondern auch in dem Korrespondenzblatte für die evangelisch-lutherischen Geistlichen Bayerns zum Ausdrucke. Bezeichnenderweise glaubt das Organ der bayerischen Zentrumspartei deswegen behaupten zu können, daß „der Uebermut gewisser protestantischer Leute wohl keine Grenzen mehr kenne". Solcher Empfindsamkeit gegenüber ist es am Platze, an die Töne zu erinnern, die auf dem bayerischen Delegiertentage des Zentrums am 28. Januar d. J. in München angeschlagen wurden. Damals hat der Hauptredner, Reichs- und Landtagsabg. Dr. Schädler, nach dem offiziellen Berichte u. a. wörtlich gesagt:

„Sie erinnern sich . . an die Schwachheit und Schlappheit des königlich bayerischen Staatsministeriums (Rufe: Sehr richtig!) . . Wir haben die Konsequenz unserer Anschauung, daß die Haltung des königlich bayerischen Staatsministeriums eine Schädigung der Staatsautorität sei (Rufe: Sehr richtig), gezogen und zwar dadurch, daß wir dem Ministerium unser Mißtrauen klipp und klar zur Kenntnis brachten (Bravo! Händeklatschen) . . . All' die Bitterkeit und all' der Schmerz, der sich seit weit über ein Dezennium hinaus aufgehäuft hat, darüber, daß in einem zu ⅔ katholischen Lande die katholischen Teile systematisch auf allen Gebieten zurückgesetzt werden (sehr richtig!), als quantitè négligeable behandelt werden, ist aufgefochten und das katholische Volk ruft energisch: „Bis hierher und nicht weiter"."

Das offizielle bayerische Zentrumsorgan hat diese Sprache durchaus nicht als Uebermut zurückgewiesen, sie vielmehr „hochbedeutsam" gefunden und das Vorgehen des bayerischen Delegiertentags gegen das damalige Ministerium höchlich belobt. Wenn aber ein protestantischer Pfarrverein gegen den jetzigen bayerischen Kultusminister eine Verwahrung ausspricht, dann soll das grenzenloser Uebermut und ein „Sturmzeichen" sein, das zur Abwehr herausfordere. Die Klerikalen in Bayern sind im Messen mit zweierlei Maß in der Tat ebenso Meister, wie in allen anderen deutschen Staaten.

Tisza und die magyarische Opposition.

In der gestrigen Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses wandte sich Ministerpräsident Tisza eingehend gegen die Opposition Kossuths und Halles und erklärte:

Er sei geneigt, gewissen Wünschen Kossuths dahin Folge zu geben, daß für Steuerrückstände aus der ex lex-Zeit Ratenzahlungen bewilligt werden sollten. Bezüglich des Wahlrechts erklärte der Ministerpräsident, daß eine mechanische Gleichmachung des Zensus zu den größten Ungelegenheiten führen würde. Doch werde er die größten Ungerechtigkeiten des Wahlrechts dadurch beseitigen, daß eine Neueinteilung der Wahlkreise erfolgen solle, bei welcher die eingetretenen Veränderungen der Bevölkerungsdichtigkeit berücksichtigt werden würden. Auch werde der Zensus herabgesetzt werden. Lebhafte Unruhe erhob sich, als Tisza für die Armee ein gemeinsames Wappen ankündigte, worauf er der Kossuthpartei zurief: „Ich begreife wohl, daß Sie von Ihrem Standpunkt jedes Abzeichen der Gemeinsamkeit ablehnen." Zum Schlusse sagte Tisza: „Ich wünsche nicht, daß irgend jemand den Kampf für seine Grundsätze aufgebe; ich wünsche nur, daß dieser Kampf nicht in einer Weise geführt werde, durch welche die teuersten, wertvollsten Güter der Verfassung leichtsinnig aufs Spiel gesetzt werden. Wenn Sie sagen", rief Tisza der Opposition zu, „die Nation wird Richter sein zwischen uns, so glaube ich, daß die Nation Ihnen zurufen wird: Es war genug des unfruchtbaren Kampfes. Dieser Kampf war gegen das Interesse der Nation gerichtet. Jetzt, wo inmitten einer großen Bewegung der europäischen Politik das moralische Prestige und das politische Gewicht der Nation so schwer gelitten hat, ist es die erste Aufgabe, daß wir die Wunden, die der Kampf geschlagen hat, heilen, damit wir bei jeder Wendung der Ereignisse unseren Platz behaupten können. (Lebhafter Beifall rechts.) Wenn die Nation auf meine Stimme hört, werde ich das beglückende Bewußtsein empfinden, meinem Volke einen großen Dienst geleistet zu haben; aber auch dann, wenn mein Rat nicht befolgt wird, werde ich höher erhobenen Hauptes mit dem beruhigenden Gefühl zurücktreten, daß ich in schwieriger Lage mit Aufgebot aller Kraft meine Pflicht erfüllt habe." (Stürmischer Beifall rechts.)

Nach einer offiziellen Mitteilung über die gestrige Sitzung der Kossuthpartei ist die Fortsetzung der Obstruktion nicht in formeller Weise proklamiert worden. Vielmehr wurde jedem Mitgliede der Partei volle Aktionsfreiheit zugestanden und es hängt noch von vielerlei Umständen ab, wie viel Mitglieder sich an der Obstruktion beteiligen werden. Kossuth äußerte für seine Person, daß die gestrigen Erklärungen Tiszas ihn durchaus nicht befriedigten.

Das Programm Pius' X.

In seiner in dem gestrigen Konsistorium gehaltenen Ansprache gab der Papst einen höchst bedeutungsvollen Kommentar seiner ersten Programm-Encyklika, der manchem bisher Gutgläubigen die Augen öffnen wird. Der Papst führte aus:

Er habe vergebens versucht, auf das Pontifikat zu verzichten, aber indem er sich dem Willen Gottes unterwerfe, werde er sich bemühen, das ihm anvertraute Gut des Glaubens zum Heile Aller zu bewahren. Notwendig sei, daß der Papst in der Regierung der Kirche frei und keiner Macht unterworfen sei. Demgemäß bedauere er, indem er sich seiner Pflicht und der Heiligkeit seines Eides als Priester wohl bewußt sei, die sehr schwere Beleidigung, die der Kirche in dieser Beziehung widerfahren sei. Er sei überrascht über die Neugier, die man hinsichtlich des Programms seines Pontifikats gezeigt, da er doch keinen andern Weg gehen könne als den, den seine Vorgänger gegangen. Zurückweisen müsse er die Meinung, daß der Papst sich nicht mit Politik beschäftigen dürfe, denn es sei unmöglich, die Politik von dem Amte des Oberhirten über den Glauben und die Sitten zu trennen, namentlich wenn der Papst Beziehungen zu den Fürsten und Regierungen aufrecht erhalten soll, um die Sicherheit und Freiheit der Katholiken zu schützen. Der Papst führt dann fort, er glaube nicht, den Triumph der Wahrheit und Gerechtigkeit erleben zu können, ebensowenig wie ihn seine Vorgänger hätten sehen können, dennoch werde er sich be-

Feuilleton.

Ein interessanter Mann.

6] Roman von Arthur Zapp.

Nachdruck verboten.

Während der Regierungsrat noch mit seinem jungen Kollegen ein paar Worte wechselte, heftete der Rumäne seinen Blick fordernd, herrisch auf Frau Valeska, im nächsten Moment verstohlen nach dem durch den Fortgang des Assessors leer werdenden Sitz blinzelnd. Und als der Baron eine Minute später Miene machte, die Loge wieder zu verlassen, wandte sie sich mit liebenswürdig einladender Miene an ihn: „Aber warum wollen Sie denn nicht bleiben, Herr Baron?" Zugleich deutete sie auf den leer gewordenen Stuhl.

Sie bemerkte wohl, wie ihr Gatte sie erstaunt, mit geheimer Mißbilligung ansah, und ein heißes Gefühl quälender Beschämung regte sich in ihr bei dem Bewußtsein, daß sie hinter dem Rücken ihres Gatten in heimlichem Einverständnis mit einem dritten stand, der ihr Befehle erteilte, denen sie sich nicht zu entziehen getraute.

Später, zu Hause, fragte der Regierungsrat seine Frau: „Sage mal, Schatz, warum denn diese überraschende Liebenswürdigkeit dem Herrn gegenüber, der uns doch ziemlich fremd ist?"

„Handelst du es taktlos, daß ich ihm einen Platz in unserer Loge anbot?" fragte sie kleinlaut.

Er lächelte.

„Nicht gerade taktlos. Ich meine nur, daß wir doch eigentlich zu einer solchen Liebenswürdigkeit keine Veranlassung hatten. Wir sind dem Herrn doch nicht im mindesten verpflichtet. Hauptmann von Romberg hat mich mit ihm bekannt gemacht. So viel ich weiß, ist er dem Hauptmann durch einen Berliner Kameraden empfohlen. Aus Artigkeit gegen den Hauptmann stellte ich dir den Rumänen auf dem Ball vor. Du tanzest mit ihm und ladest ihn zu deinem Nachmittagstee. Zu weiteren Artigkeiten haben wir keinerlei Anlaß, denn über seine Persönlichkeit wissen wir doch eigentlich so gut wie gar nichts?"

Frau Valeska hob zaghaft den Blick.

„Ist er dir nicht sympathisch?" fragte sie.

„Offen gestanden: nein! Er hat etwas in seinem Wesen, das mir nicht gefällt. Ich kann es dir nicht genau erklären warum, es sind eben Eindrücke und Empfindungen, die sich nicht näher begründen lassen. Gefällt er dir denn?"

Ihr Herz klopfte lebhaft und sie vermochte nicht, ihrem Gatten in die Augen zu sehen, während sie mit erzwungener Unbefangenheit mit einer Gegenfrage entgegnete: „Ist er nicht sehr gewandt und liebenswürdig?"

„Eher zu viel als zu wenig", lautete die lächelnd gegebene Erwiderung des Regierungsrats. „Er hat etwas Katzenartiges, Schmiegsames. Das ist niemals die Art eines Mannes von Ernst und Charakter. Freilich, ihr Frauen denkt anders darüber. Ich sehe, er hat es in der Kürze der Zeit verstanden, sich bestens bei euch zu insinuieren. Auch Erna scheint sehr von ihm eingenommen. Ich glaube, es wäre ganz gut, wenn du ihr gelegentlich empfehlen würdest, ihr Gefallen an der Unterhaltung des galanten Rumänen nicht allzu deutlich zu offenbaren."

„Ich habe es ihr schon gesagt", entfuhr es der jungen Frau in ihrer Bestürzung, und unter dem Tadel, den sie viel schwerer nahm, als er gemeint war.

„Das hast du schon? Und was hat Erna darauf erwidert?"

„Sie meinte: Baron Minolesku gefiele ihr und sie sähe keinen Grund, sich Zwang aufzuerlegen und sich anders zu geben, als sie empfinde."

Der Regierungsrat wiegte nachdenklich sein Haupt.

„So — so!" äußerte er mit hochgezogener Stirn. „Das klingt ja beinahe bedenklich. Da haben wir um so mehr Veranlassung, uns dem rumänischen Herrn gegenüber nicht unnötig zuvorkommend zu erweisen. Solch ein junges Mädchen denkt und empfindet natürlich romantisch. Ich möchte nicht, daß wir uns den Vorwurf machen müßten, diesem Hang unserer verwöhnten, ein wenig excentrischen Cousine Nahrung geboten zu haben. Erna hat doch wahrhaftig unter den hiesigen Herren, die uns genau bekannt sind und von denen wir wissen, was wir von ihnen zu halten haben, Verehrer genug. Dieser Baron Minolesku macht mir gar keinen vertrauenswürdigen Eindruck, und ich möchte nicht, daß wir dazu beitragen, ihn mit Erna in engeren Verkehr zu bringen."

Frau Valeska schwieg; wie eine drückende Last wälzte es sich beklemmend auf ihre Seele, die Ahnung von schweren, verhängnisvollen Konflikten, in die sie das Gebot ihres Gatten mit den Forderungen ihres dämonischen Peinigers bringen würde.

Sechstes Kapitel.

Es war an einem der nächsten Tage, als Regierungsassessor Freyhoff, stellvertretender Chef der Kriminalpolizei, vom Amt ermüdet nach Hause kam. Er hatte sich eben auf das Sofa gestreckt, um ein wenig zu ruhen, bevor er zu seinem Mittagstisch aufbrach, als ihm ein Besuch gemeldet wurde. Gerichtsassessor Helfrich! Trotz seiner Müdigkeit sprang er freudig überrascht auf und eilte dem Eintretenden, beide Hände nach ihm ausstreckend, entgegen.

„Herzlich willkommen, altes Haus! Du hast dich ja so lange nicht sehen lassen."

Sie schüttelten einander kräftig die Hände. Helfrich zeigte eine etwas tragikomische Miene, während er sarkastisch meinte: „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben! Warte mal erst ab! Wer weiß, vielleicht bekomplimentierst du mich wieder hinaus, wenn du erst erfahren hast, warum ich dich heute in deiner wohlverdienten Mittagsruhe störe."

Der andere aber lachte und schüttelte den Kopf.

„Was es auch sei, dein Besuch ist mir immer willkommen. Na, mach' dir's zunächst bequem! Und dann beichte, was mir die seltene Ehre verschafft."

Helfrich setzte sich und nahm mit einer sichtlich verlegenen, betretenen Miene die Cigarre, die ihm sein alter Freund und Korpsbruder bot.

„Es ist ja eine Ewigkeit her, seit ich dich nicht gesehen habe, lieber Kerl!" plauderte der Kollege von der Regierung weiter, während er seinem Gast Feuer reichte.

Helfrich zog noch immer mit derselben bedrückten Miene die Schultern.

„Wie soll man dich sehen, wenn du wie ein Einsiedler lebst", gab er zurück, „und dich entweder zwischen den vier Wänden deines Bureaus oder deiner Wohnung vergräbst?"

„Na, früher kamst du doch regelmäßig alle Woche mal und suchtest mich in meiner Bude auf. Warum hast du denn diesen löblichen Brauch gebrochen? Ich glaube, es ist ein voller Monat her, seit ich dir in meinen heiligen Hallen zum letzten Male die Honneurs gemacht habe, Frosch!"

Der so herzlich mit seinem Kneipnamen Genannte schien sich immer unbehaglicher zu fühlen, je liebenswürdiger der andere wurde. Er schluckte und würgte, als steckte ihm etwas in der Kehle, das ihn am Sprechen verhinderte. Er strich mit der Hand über sein rechtes Knie, das er über das linke gelegt hatte, entwickelte ein paar kräftige Wolken aus seiner Cigarre und stieß heftig, ärgerlich über sich selbst und seine Befangenheit, heraus: „Ich habe mich eben — na ja, ich habe mich vor dir geniert."

„Geniert?" Der Regierungsassessor ließ ein kurzes Auflachen hören. „Das wird ja immer besser. Du vor mir, Frosch? Warum denn?"

„Ich habe gesumpft wie'n kraffer Fuchs. Gesumpft, wie sich's für meine Jahre und für einen wohlbestallten, Königlichen Gerichtsassessor gar nicht geziemt. Ja, wenn ich noch von der Verwaltung wär'!"

„Du!"

Der Kollege von der Regierung hob drohend den Finger.

„Na, ja", fuhr der andere fort, „ihr seht doch nun mal in dem Ruf, die flotteren, schneidigeren zu sein. Wir beide aber haben, scheint's, die Rollen getauscht. Aber daran ist bloß dieser exotische Baron schuld."

Freyhoff riß seine Augen weit auf; der lächelnde, schalkhafte Ausdruck verschwand im Nu von seinem Gesicht.

„Welcher Baron?"

„Na der Rumäne — Minolesku. Ob's denn wirklich ein Baron ist?"

„Wie kommst du zu diesem merkwürdigen Zweifel?"

Der Assessor kniff seine Augen ein und schnitt eine argwöhnische Grimasse, wie er es bei gerichtlichen Vernehmungen zu tun pflegte.

„Weißt du", erwiderte er, „mir macht der Mensch einen verdächtigen Eindruck. Er hat eine Art, die Karten zu mischen und die Päckchen rechts und links zu legen — ich sage dir, das geht wie geschmiert, mit einer Fixigkeit und Eleganz, als hätte er sein Lebtag nichts anderes getan. Ich kann mir nicht helfen, aber ich habe immer den Eindruck: jetzt schlägt er die Bolte."

Der Regierungsassessor schüttelte mit dem Kopf und sah seinen Freund mit verwunderten, bekümmerten Blicken an.

„Ja", rief dieser, in einem Ton, in dem Selbstironie und Zorn sich mischten, „so weit ist's nun mit mir gekommen: ich spiele. Der Rumäne hat es eingeführt und zur stehenden Unterhaltung in unserm Kreis gemacht: fast Nacht für Nacht hocken wir im Hinterzimmer des —2

SLUB
Wir führen Wissen.